

## Donnerstag. Ludwigsbrücke.

Nicht die, auf der wir sitzen. Eine Holzbrücke war es damals, und wenn die Salzfuhrwerke umkippten, dann schmeckte man das bis nach Freising. Als der Fluss noch ungebändigt war und seinem Namen Ehre machte, musste die Brücke häufig erneuert werden, das Hochwasser trug so manchen Brückenpfeiler fort. An einem ganz gewöhnlichen Montagabend im September 1813 standen die Menschen auf der Brücke, die bereits auf schweren steinernen Fundamenten ruhte, und sahen in die Hochwasserfluten hinab. Der Fluss war im Begriff, die Grundmauern des Eckhauses an der Entenbachstraße zu unterspülen, das Haus war bereits evakuiert, und die Zuschauer auf der Brücke staunten über die Kräfte des Schicksalsflusses, schauderten bei der Vorstellung, wie das Haus einstürzen, der dürftige Hausrat seiner jetzt obdachlosen Bewohner zwischen den Mauerbrocken hervorgespielt werden würde, aber immer noch besser ein ärmlicher Hausrat als gar keiner, und dann würden halbe Bettgestelle in der reißenden Strömung schwimmen, weiß emailliertes Potchamperl, Rosshaarmatratze, hölzernes Kruzifix und unansehnliche Fleckerl würden rasch nach Norden treiben ... Das Haus stand noch, da brach plötzlich die Brücke weg, Zuschauer verwandelten sich in Hauptdarsteller, die in die Fluten stürzten; nicht einmal zum Schreien blieb Zeit. Kaum einer konnte schwimmen, die meisten ertranken. Unter ihnen übrigens auch jener Violinspieler Huber, genannt das Canapé.

Manchmal im Frühsommer, wenn tagelange Regenfälle mit der Schneeschmelze im Hochgebirge zusammentreffen und der Fluss braunes Hochwasser führt, stelle ich mir vor, die Brücke stürzt ein, während ich hier sitze. Ich falle zwischen steinernen Trümmern in kaltes Wasser, mein linker Arm und mein linkes Bein werden gequetscht, die Schuhe laufen voll und ziehen mich nach unten, ich kämpfe, ich gebe nicht auf, schlucke Wasser, huste, schlage mit den Armen, aber nichts hilft, und mit einem Mal füge ich mich dem Schicksal und merke, wie einfach doch alles ist. Dann fallen mir in den wenigen verbleibenden Sekunden meines Lebens die letzten Worte ein, die man Karl Valentin zugeschrieben hat: »Wenn ich gewusst hätt', wie schön das Sterben ist ...« Leider ist das Ende des Satzes nicht überliefert.

Wie angenehm, so tief zu sitzen! Auf Augenhöhe mit den Hunden. Das Gesäß berührt den Boden, der uns alle trägt und auf den schließlich alles zurückfällt. Spüren Sie die Erschütterung, wenn eine Trambahn in die Haltestelle einfährt?

Der Junge, der eben an uns vorbeilief, der Widerhall seiner Schritte. Er hat es eilig, muss die Bahn noch erwischen, die Türen stehen offen, alle, die hinauswollten, haben den Wagen längst verlassen, man steigt bereits ein. Er hat die ersten zwei Stunden frei, der Sportunterricht fällt aus, aber diese Tram

braucht er, Dominik, Stefan und Jonas warten in der Aula, jeder hat sein Päckchen Yu-Gi-Oh-Karten dabei, und dann wird getauscht ...

Es fällt mir nicht schwer, der Straßenbahnfahrer zu sein. Ich warte geduldig, bis alle aus- und eingestiegen sind, warte auch auf den Viertklässler, der gelaufen kommt, sein Schulranzen auf dem Rücken hin- und herhüpfend. Ich bin milde gestimmt, die Zeitung liegt halb aufgeschlagen neben mir, manchmal werfe ich an roten Ampeln einen Blick hinein. Die Tarifverhandlungen versprechen den Arbeitnehmern im Personennahverkehr ein Komma neun Prozent mehr Lohn. Um zehn Uhr dreißig habe ich eine halbe Stunde Pause. Da esse ich eine Käsesemmel. Hoffentlich ist die Kollegin Ilonka wieder da, mit der könnte vielleicht was gehen ...

Wie erfrischend ist es, in die Hüllen der anderen zu schlüpfen! Ihre Schuhe an den Füßen zu spüren, den Hosengürtel um den Bauch, den engen Hemdkragen am Hals. Ihre Wege gehen, ihre Erinnerungen träumen, ihren Hunger haben, den Durst in ihren Kehlen. Ich suche mir nicht nur die Schönen, die Erfolgreichen, die Zufriedenen. Im Gegenteil: Besorgte oder erregte Gesichter interessieren mich, Allerweltstypen, Gebrechliche, vom Leben Gezeichnete fordern mich heraus. Ich lehne keinen ab, versuche es mit jedem. Abscheu oder Ekel sind mir fremd. Wenn man sich erst einmal in den Anderen hineinversetzt und sich mit seinem Ich, seinen Gefühlen und Gedanken vertraut gemacht hat, stellt sich Sympathie von selbst ein. Da ich an Wiedergeburt nicht glaube, verschaffe ich mir auf diese Weise mehrere Leben, nacheinander und doch auch gleichzeitig, wie man es nimmt, so dass ich mehr denn je spüre, wie ich Teil dieses einzigen, gewaltigen Lebens bin, das sich ohne Vorwürfe, Schuldzuweisungen und Bedauern und ohne nach einem Grund zu fragen endlos dahinwälzt. Während ich einerseits an der Hauswand sitze, gehe ich andererseits auf der Straße, komme vom Einkaufen oder vom Zahnarzt, erleichtert, dass der Schmerz schon wieder nachlässt – oder von meiner Geliebten, deren Geruch mir noch in der Nase hängt und deren zärtlichen Abschiedsworte in meinem Kopf tanzen wie ein Rudel Ohrwürmer. Mein Schritt ist federleicht, mein Inneres so warm, dass ich mühelos die frische Luft um mich herum aufheize. Auf meinem fröhlichen Weg zum Geldautomaten komme ich an einem rostigen Wagen vorbei, Abwrackprämie, denke ich und schüttele unsichtbar den Kopf, aber nur ganz kurz, denn in Gedanken stelle ich den Einkaufszettel zusammen, den ich brauche, wenn ich beim Geldautomaten gewesen sein werde, und ich nehme mir vor, nicht zu vergessen, was meine Geliebte mir aufgetragen hat: Weißen, fettarmen Joghurt soll ich besorgen, widerliches Zeug eigentlich, und dann frage ich mich, warum mir das Gesicht des murmelnden Bärtigen da auf dem Boden bekannt vorkommt. Was tut dieser Mann den ganzen Tag, frage ich mich, vielleicht denkt er über sich und die Welt nach, betrachtet die Passanten, versetzt sich

in deren Leben hinein, weil er selbst keines mehr hat –  
– und so schließt sich der Kreis, manchmal wie auf einem  
Jahrmarktskarussell unter blau-weißem Himmel, manchmal  
wie in einem schlüpfenden Isarstrudel, der mich hinabreißt in dunkle Tiefen.

...

## **Montag. Hauptbahnhof.**

...

Max? Ja, er war außergewöhnlich begabt. Einige Wochen nach seinem sechzehnten Geburtstag gab es eine Veranstaltung des Schachclubs, bei der ein russischer Großmeister in der Turnhalle der Schule ein Simultanturnier bestritt, mit zwei Dutzend Partien gleichzeitig. In der frisch gebohnerten Halle waren in der Mitte Tische aufgebaut, die Spieler brüteten, den Kopf in die Hände gestützt, vor ihren Spielfiguren. Während der Großmeister innen von Tisch zu Tisch ging und mit stoischer Ruhe seine Figuren zog – manchmal schon nach einem kurzen Blick auf das Spielbrett –, durften die Zuschauer im Rücken der anderen Spieler hinter einer gespannten Leine, einer Abstandsleine, außen herum gehen. Alle paar Schritte hingen an der Leine kleine Pappschildchen, »Sprechen verboten« stand darauf. Wie in der Kirche, dachte Harri, sagte aber nichts, denn natürlich hielt er sich an die Regel, auch wenn sie in krakeliger Schrift geschrieben war. Nur der Wolfgang, genannt Woifi, aus der Parallelklasse hielt sich nicht daran, wollte sich nicht daran halten, konnte es einfach nicht. Immer wieder flüsterte er und glaubte dabei wohl, die Stille würde das Flüstern übertönen. Aber da täuschte er sich gewaltig.

Max saß selbstbewusst und ruhig (wie immer) vor dem Spielbrett, mit dem mutigen Ausschreiten eines weißen Bauern hatte er das Spiel eröffnet. Seine Riesenfüße, die in Riesenschuhen steckten, lauerten unter dem Tisch, ob nicht zufällig ein Ball vorbeigerollt komme. Gibt es etwas Faderes, als anderen beim Schachspielen zuzuschauen? Wenn man wenigstens die Züge hätte diskutieren oder Beifall hätte klatschen können! Nicht einmal der Großmeister vertrieb die Langeweile, dieser Schachweise, der doch gar nichts Besonderes an sich hatte, keinen Bart, keine Brille, keine hohe Stirn, ein Meister des Schweigens schien er auch zu sein, logisch, denn das Schachspiel ist ein sprachloses Spiel. Nur Woifi nebenan, der konnte seinen Mund nicht halten, dieser Labersack, und dass Harri ihn streng anschaute und den Zeigefinger vor die geschlossenen Lippen hielt, quittierte er mit einem kindischen Kichern. Immerhin hinterließen die Füße des Großmeisters, besser gesagt die Absätze seiner Schuhe auf dem Boden deutliche Geräusche, so dass man auch bei geschlossenen Augen wusste, wann er zum

nächsten Spieler ging.

Harri war wegen Max da, nur wegen Max. Außer ihm waren noch einige andere Schüler und Lehrer unter den Zuschauern. Niemand zweifelte ernsthaft daran, dass der Meister alle Spiele gewinnen würde, aber wohl bei jedem glühte ein Fünkchen Hoffnung, ein schelmisches »Vielleicht ja doch«. Harri war sehr gespannt. Seit er ihn kannte, hatte Max noch nie verloren. Gerade am Anfang dauerte es, bis der Großmeister zu Max zurückkam, Harri vertrieb sich die Zeit, indem er sich auf den Geruch des Bohnerwaxes konzentrierte, den man in der Stille unerwartet deutlich wahrnehmen konnte, bei geschlossenen Augen sogar noch mehr. Womöglich hatte die Putzfrau Kokosöl dazu geschüttet oder den Saft ausgepresster

31

Linoleumscheiben, das war natürlich Unsinn, weil ausgepresste Linoleumscheiben gibt's ja gar nicht, genauso Unsinn wie das Gelabere von Woifi, der flüsternd behauptete, sein Vater sei auch einmal Großmeister im Schach gewesen, aber dann sei ihm das zu langweilig geworden, und er habe sich aufs Radiohören spezialisiert. Harri reagierte überhaupt nicht auf so einen Schmarrn, sondern beschäftigte sich lieber mit den kleinen Pappschildchen, die zur Ruhe mahnten. Die krakelige Schrift auf den Schildchen stammte vermutlich von einem Chinesen, der noch nicht lange im Land war; wahrscheinlich konnte der Woifi überhaupt nicht lesen.

Nach einer knappen Stunde waren einige Partien bereits beendet. Der Großmeister hatte sie alle gewonnen. Vom Spielbrett vor Max waren inzwischen sämtliche Läufer verschwunden, er hatte außerdem einen Turm und zwei Bauern verloren, aber er verfolgte einen Plan. Es war ihm anzusehen, dass er auch einen Reserveplan in der Rückhand hatte und noch einen zweiten Reserveplan und dass er den Plan seines Gegners durchschaute. Bei Max geschah es nie, dass er eine Figur in die Hand nahm, zum Zug ansetzte, dann aber abbrach, weil er erkannte, dass er im Begriff war, einen Fehler zu machen. Bei ihm reifte der nächste Zug in aller Ruhe und wurde dann ohne jeden Zweifel ausgeführt.

Als der Meister wieder zu Max kam, setzte er sich zum ersten Mal hin. Erst nach einigen Minuten zog er seine Dame diagonal über das Brett und ging wortlos zum nächsten Tisch. Max stützte, das hatte man bei ihm noch nie gesehen, den Kopf in beide Hände, starrte auf das Spielfeld und hypnotisierte mit seinem Chamäleonblick die gegnerischen Figuren, die reglos ihres Schicksals harhten. Der Hall verlieh dem gelegentlichen Räuspern und Husten eine unerhörte Bedeutung, ebenso der Polizeisirene draußen, deren Dopplereffekt Harri erst ein paar Wochen zuvor dank der anschaulichen Erklärung von Max

32

begriffen hatte. Interessant, fand Harri, dass man für diesen Wettbewerb der Denker einen Ort gewählt hat, der ganz und gar der Leibeserziehung gewidmet ist. Nun kam der Meister wieder zu Max. Im Licht der Neonröhren an der Hallendecke

standen die Figuren hart und unerbittlich auf dem Brett. Plötzlich nahm Max seinen König und legte ihn wortlos um. Harri verstand nicht. Wo war die Gefahr? Weit und breit keine Bedrohung erkennbar. Aber offenbar hatte Max erkannt, dass er zehn Züge später »matt« sein würde, anders war sein Verhalten nicht zu erklären.

Er stand auf und sah den Meister an. Der nickte ihm freundlich zu. Wortlos gaben sie sich die Hand. Dann ging der Andere zum nächsten Tisch, und Max begab sich hinaus, ohne einen von den Zuschauern anzusehen. Harri spürte sie richtig, seine Wut, seine Enttäuschung, seine Verzweiflung, dass dieser Großmeister, der höchstens Schuhgröße zweiundvierzig hatte, geradezu lächerlich, dass der ihn, Max, geschlagen hatte, und dann spürte er auch die Scham seines Freundes – darüber, dass so viele Zeugen seiner Niederlage geworden waren. Max war kein guter Verlierer.